

Bitte schicken Sie mir weitere **FAST FORWARD**  der markierten Titel

- Moti Kfir | Ram Oren **Sylvia Rafael. Mossad-Agentin**
- Lorraine Adams **Crash**
- Michel Bergmann **Machloikes**
- Salvatore Scibona **Das Ende**
- Jerzy Kosinski **Der bemalte Vogel**
- Jürg Amann **Letzte Lieben**
- Thorsten Becker
Agrippina. Senecas Trostschrift für den Muttermörder Nero
- Klaus Pohl **Die Kinder der Preußischen Wüste**
- Wladimir Lortschenkow **Milch und Honig**
- Elmar Kraushaar **Freddy Quinn – Ein unwahrscheinliches Leben**

Bitte schicken Sie mir ein Leseexemplar des Buches kurz vor Erscheinen

- Moti Kfir | Ram Oren **Sylvia Rafael. Mossad-Agentin**
- Lorraine Adams **Crash**
- Michel Bergmann **Machloikes**
- Salvatore Scibona **Das Ende**
- Jerzy Kosinski **Der bemalte Vogel**
- Jürg Amann **Letzte Lieben**
- Thorsten Becker
Agrippina. Senecas Trostschrift für den Muttermörder Nero
- Klaus Pohl **Die Kinder der Preußischen Wüste**
- Wladimir Lortschenkow **Milch und Honig**
- Elmar Kraushaar **Freddy Quinn – Ein unwahrscheinliches Leben**

Meine Meinung zu **FAST FORWARD**  :

.....

Name:

Anschrift:

Faxen Sie diese Seite an Anja Beutrock unter 0 40 / 607 909 629
oder mailen Sie: a.beutrock@vgo-arche-atrium.de



FAST FORWARD 

Mit einem Vorwort von
LOUIS BEGLEY



JERZY KOSINSKI

DER BEMALTE VOGEL

Mit einem Vorwort von
LOUIS BEGLEY

Roman

Aus dem Amerikanischen von Herbert Roch



Zu diesem Buch

Dieser Roman, der 1965 zunächst in den USA erschien, hat bis heute Millionen Leser auf der ganzen Welt erschüttert. Einer von ihnen ist Louis Begley, dem das Buch 1966 in Frankreich in die Hände fiel. Es war eine Lektüre, die er nie wieder vergaß – und die ihn jetzt bewegen hat, den endlich wieder lieferbaren Weltbestseller mit einem Vorwort zu versehen.

Polen zu Beginn des Zweiten Weltkrieges. Ein Junge, sechs Jahre alt, wird von seinen Eltern aufs Land geschickt. Er hat olivfarbene Haut, dunkle Haare und schwarze Augen. Die Bauern halten ihn deshalb für einen Zigeuner oder einen jüdischen Flüchtling. Bald nach seiner Ankunft stirbt die Pflegemutter; er wird zum Ausgestoßenen. Die Deutschen besetzen das Land, und er wird vogelfrei. Er erlebt die primitive Gewalttätigkeit der abergläubischen Bauern, die Brutalität der Soldaten, das Grauen einer aus den Fugen geratenen Welt – und er überlebt den Krieg.

»Der Junge im ›Bemalten Vogel‹ verkörpert das Drama unserer Kultur: die Tragik des Verbrechens begleitet die Lebenden. Dieses Drama kann nicht an den Kriegsfronten beendet, in Häusern zerbombt, in Konzentrationslagern eingesperrt werden. Alle Überlebenden des Verbrechens tragen dieses Drama in sich, sowohl die Sieger wie die Besiegten. Der Kern dieses Dramas ist Hass.«

Jerzy Kosinski

**VORWORT VON LOUIS BEGLEY**

► *Im Sommer 1966 entdeckt Louis Begley während eines Besuches bei Freunden in Südfrankreich die französische Übersetzung des Buches Der bemalte Vogel.*

Ich war schon seit gut einem Jahr in Frankreich und nicht mehr auf dem neuesten Stand der amerikanischen Literatur. Deshalb sagten mir weder der Name noch der englische Titel *The Painted Bird* etwas, obwohl das Buch 1965 gleich nach Veröffentlichung in den Vereinigten Staaten viel beachtet worden war. Aber meine Neugier war geweckt. Als ich mich zur Nachtruhe zurückzog, nahm ich *L'oiseau bariolé* mit. Im Haus war es kaum kühler geworden, und die Luft in meinem Zimmer stickig. Obwohl mein Gastgeber es strikt untersagt hatte – aus krankhafter Angst vor den Skorpionen, die nachts ins Haus kommen könnten, wenn ein Fenster offen stand –, öffnete ich beide Fenster in meinem Zimmer, legte mich aufs Bett und blätterte das Buch auf, als die Uhr Mitternacht schlug. Als ich die letzte Seite las, war fünf Uhr morgens vorbei. Insektenschwärme schwirrten durchs Zimmer.



► *Beim Frühstück stellt sein Gastgeber ihm die Frage, ob er die Geschichte des Jungen für glaubwürdig halte.*

Ich erwiderte, sie sei so glaubwürdig wie Goyas Schrecken des Krieges, aber so wenig wie diese Grafiken eine genaue Beschreibung tatsächli-

cher Ereignisse. Kommt es darauf an, ob Kosinski eigene Erfahrungen schildert, fragte ich zurück. Genügt es nicht, dass das, was er als jüdisches Kind während des Krieges in Polen erlebte, ihn zu diesen Schreckensbildern inspirierte? Braucht man mehr, um die künstlerische Wahrheit seines Romans zu akzeptieren?

Der bemalte Vogel wurde in den Vereinigten Staaten gleich nach der Veröffentlichung als Meisterwerk gepriesen. Gleichzeitig gab es jedoch Fragen, Varianten des Zweifels, den mein Freund, der französische Romancier, geäußert hatte: War der Roman autobiografisch, und wie genau spiegelte er die Erfahrungen des Autors in Zeiten des Krieges? Kosinski befand sich in einer schwierigen Lage. Er hatte seinen Freunden mit Versionen der im Buch beschriebenen Ereignisse spannende Unterhaltung geboten und behauptet, was er erzähle, habe er während seiner tragischen Kindheit in Polen selbst erlebt. Der für die Publikation des Buchs zuständige Lektor war überzeugt, dass Kosinski die Wahrheit gesagt hatte. Es wäre demütigend gewesen, zu bekennen, dass die meisten Begebenheiten, auch das Kernstück des Romans, die Geschichte des Kindes, das, von seinen Eltern in bester Absicht verlassen, den Krieg auf sich allein gestellt überlebt und durch ein Schockerlebnis stumm geworden ist, nicht selbst erlebt, sondern erfunden waren. In Wirklichkeit war Kosinskis Kindheit in Zeiten des Krieges weniger dramatisch verlaufen; er hatte diese Jahre mit seinen Eltern erst in einer kleinen polnischen Stadt und dann in einem Dorf nicht weit davon unter dem Schutz »arischer Papiere« überlebt (die auf den Namen Jerzy Kosinski statt Józef Lewinkopf ausgestellt waren). Ab und an halfen relativ wohlmeinende Polen der Familie. Andererseits wusste Kosinski, dass er sich einer noch schlimmeren Demütigung aussetzen würde, wenn er zuließ, dass das Buch nicht als Roman, sondern als etwas anderes gelesen würde

und dann die Wahrheit herauskäme. Am Ende löste er das Dilemma mit der einfallsreichen mehrdeutigen Formel: »Die Aussage, *Der bemalte Vogel* sei ein Tatsachenbericht, mag die Einordnung erleichtern, lässt sich aber nicht leicht begründen.« Gleichzeitig bemühte er sich nach Kräften, die Fakten seiner Kriegserfahrungen geheim zu halten. Einer seiner verblüffendsten Erfolge dabei war, dass seine Mutter – der Vater war schon tot, als *Der bemalte Vogel* veröffentlicht wurde – ihm bescheinigte, er sei damals tatsächlich von ihr und dem Vater getrennt gewesen, was in glattem Widerspruch zu den Aussagen von Personen stand, die während des Krieges mit den Kosinskis bekannt gewesen waren.

Acht Romane folgten auf *Der bemalte Vogel*. Der zweite, *Steps [Aus den Feuern]*, wurde mit dem National Book Award, einem wichtigen US-Literaturpreis, ausgezeichnet; der dritte, *Being There [Willkommen Mr. Chance]* sehr günstig besprochen und mit Peter Sellers und Melvin Douglas erfolgreich verfilmt. Die Reaktionen auf die übrigen Romane waren gemischt. Unterdessen wurde Kosinski Präsident des amerikanischen P.E.N. Clubs, übernahm Lehraufträge an den Universitäten Wesleyan, Princeton und Yale, trat regelmäßig in Talkshows im Fernsehen auf und spielte eine wichtige Rolle in Warren Beattys Film *Reds*. Innerhalb von knapp zehn Jahren gelang ihm der Aufstieg in die Oberschicht der New Yorker Schickeria, wo die sehr Reichen, nicht nur an Geld Interessierten vertrauten Umgang mit den »happy few« pflegten: den Stars unter Verlegern und Journalisten, Politikern, die hohe Regierungsposten abwechselnd einnehmen und aufgeben, und Verfassern bemerkenswerter Werke, falls sie zufällig auch geistreich reden, salonfähig aussehen und Einladungen zu Essen und Wochenendpartys auf dem Land verlässlich annehmen.

Im Sommer 1982 erschien in *Village Voice*, einer damals einflussreichen Establishment-kritischen Wochenzeitung, die für ihre ausführ-

lichen Berichte über Kunst und Literatur bekannt war, ein Artikel, der die Authentizität von Kosinskis Œuvre infrage stellte und seinen Ruf schädigte. Der Essay meldete nicht nur Zweifel an Kosinskis Darstellung seiner Kindheit an, sondern wies außerdem darauf hin, dass der Autor bei der Vorbereitung seiner Bücher, auch des Romans *Der bemalte Vogel*, die Hilfe von »privaten Lektoren« und Übersetzern aus dem Polnischen ins Englische in Anspruch genommen, aber verheimlicht hatte und dass seine Schilderung gewisser Aspekte des Landlebens in Polen auf Sekundärliteratur beruhte und höchstwahrscheinlich nicht auf eigenen Erfahrungen.

Weder der Vorwurf, Kosinski habe verheimlicht, dass er sich von Lektoren und Übersetzern helfen ließ, noch die Anschuldigung, er habe sein Wissen über primitive polnische Bauern aus Büchern, fallen letzten Endes ins Gewicht. Es ist nicht ungewöhnlich, dass ein Autor einen Lektor anstellt, der die Fehler in einem Manuskript beseitigt und es in eine gute Form bringt. Dass Kosinski, der schon sechs Jahre, nachdem er in Amerika angekommen war, mit der Arbeit an *Der bemalte Vogel* begann, im Umgang mit der englischen Sprache Hilfe brauchte und in Anspruch nahm, ist kein Wunder. Ebenso wenig ungewöhnlich ist es, dass Verlagslektoren wichtige strukturelle und thematische Änderungen vorschlagen und auch sonst Manuskripte, die von ihren Autoren eingereicht werden, beträchtlich überarbeiten. Was die nächsten Vorwürfe angeht – Kosinski habe auf Władysław Stanisław Reymonts eindrucksvolle Tetralogie *Die Bauern* zurückgreifen müssen, damit farbiger und lebendiger wurde, was sein junger Icherzähler von den Bauern berichtet, die ihn gequält haben; und er habe die Arbeiten des polnischen Anthropologen Henryk Biegeleisen benutzt, um den Aberglauben dieser Bauern besser zu verstehen –, so darf man mit gutem Grund annehmen, dass Kosinski sich in seinem Roman nicht ausschließlich

auf seine Kindheitserinnerungen beschränken konnte, selbst wenn er Ähnliches erlebt hatte wie sein Icherzähler.

Colm Tóibíns kluge Beobachtung, Romane seien »Bündel von Lügen, die auch Metaphern sind«, trifft zu. Nette Leute, die immer nur die Wahrheit sagen, werden kaum große oder auch nur sehr gute Romane schreiben. Dass Kosinski Freunden und Lesern weisgemacht hat, die Geschichte, die er in *Der bemalte Vogel* so brillant erzählt, habe er selbst erlebt, mindert seine künstlerische Leistung nicht. Diese Leistung beruht auf der außergewöhnlichen Überzeugungskraft seiner Erzählung und des Bildes von der Börsartigkeit und Brutalität der menschlichen Natur, das im Leitmotiv des Romans eingefangen wird: der Geschichte von dem Vogelfänger, der sich damit vergnügte, einen Vogel aus seinem Käfig zu nehmen und ihm Rücken und Flügel bunt anzumalen. Danach wartete er mit dem bunten Vogel in der Hand, bis dessen Rufe einen Schwarm von Vögeln der gleichen Art angelockt hatte, und warf ihn dann in die Luft. Genarrt von den grellen Farben, erkannten die Vögel im Schwarm nicht, dass der Bemalte ihresgleichen war. Er wurde wütend angegriffen und zerfetzt. Offenbar gibt es ein reales Vorbild für den Vogelfänger und seinen Zeitvertreib, aber das ist nicht wichtig; als reine Erfindung wäre die Metapher genauso eindrucksvoll. Die reale und unentbehrliche Quelle, aus der Kosinski für seinen Roman schöpfte, waren die Umstände, unter denen er den Krieg überlebte und die ihn brandmarkten: die Jahre des Lügens und der unablässigen Angst vor einem Verrat, der ihn der Gestapo ausliefern würde. Seine Albträume und Zwangsvorstellungen waren allein die seinen, so wie die Metaphern, in die er sie schonungslos umwandelte.



In den ersten Wochen des Zweiten Weltkrieges, im Herbst 1939, wurde, wie Tausende anderer Kinder, ein sechsjähriger Knabe aus einer größeren Stadt Mittelpolens von seinen Eltern sicherheitshalber aufs Land geschickt und in einem entlegenen Dorf untergebracht.

Ein Mann, dessen Weg ostwärts führte, erklärte sich gegen eine hohe Abfindung bereit, den Jungen mitzunehmen und ihn vorübergehend zu zuverlässigen Leuten in Pflege zu geben. Da ihnen kaum eine andere Wahl blieb, vertrauten die Eltern ihm den Knaben an. Sie glaubten, dass das Kind den Krieg auf diese Weise am ehesten überstehen werde.

Die Eltern selbst mussten wegen der antinazistischen Betätigung des Vaters während der Vorkriegszeit untertauchen, um der Zwangsverschleppung nach Deutschland oder der Einlieferung in ein Konzentrationslager zu entgehen. Vor diesen Gefahren wollten sie das Kind schützen, in der Hoffnung, die Familie werde früher oder später wieder zusammenfinden.

Es kam jedoch anders.

In den Wirren des Krieges und der Besetzung verloren die Eltern den Kontakt mit dem Manne, der ihr Kind in dem Dorf untergebracht hatte. Hinzu kam, dass die Pflegemutter des Knaben zwei Monate nach dessen Ankunft starb und das Kind, sich selbst überlassen, von Dorf zu Dorf zu ziehen begann, wobei es manchmal eine Unterkunft fand, öfter aber davongejagt wurde, denn mit seiner olivfarbenen Haut, den dunklen Haaren und schwarzen Augen hielten es die Bauern, die selbst hellhäutig, blond und blauäugig waren, für einen Zigeuner oder einen jüdischen Flüchtling. Außerdem konnte der Junge sich nur schwer verständigen, denn er sprach das Polnisch der gebildeten Stände.

Die Dörfer in jener Gegend waren seit Jahrhunderten vernachlässigt worden. Entlegen und von den Städten aus kaum zu erreichen, bildeten sie den rückständigsten Teil Osteuropas. Es gab weder Schulen noch Krankenhäuser, keine gepflasterten Straßen oder Brücken, keine Elektrizität.

Die Leute hausten in kleinen Ortschaften genau wie einst ihre Vorfahren. Die einzelnen Dörfer machten sich gegenseitig die Flur-, Wald- und Wasserrechte streitig. Das einzige Gesetz war das traditionelle Recht des Stärkeren und Reicheren über die Schwächeren und Ärmeren. Die Bevölkerung war in Katholiken und Orthodoxe gespalten; gemeinsam war den Bauern nur ihr extremer Aberglaube und die unzähligen Krankheiten, die Mensch und Vieh plagten.

Sie waren unwissend und brutal, obwohl sie kaum etwas dafür konnten. Der Boden war schlecht, das Klima rau. Die Flüsse, zum größten Teil ihres Fischreichtums beraubt, überschwemmten häufig Wiesen und Felder und verwandelten sie in Sümpfe. Das ganze Gebiet war ein riesiger Morast, der mit seinen dichten Wäldern seit alters her Rebellen und Aufständischen Unterschlupf geboten hatte.

Die Besetzung dieses Landstriches durch die Deutschen vergrößerte das Elend und die Rückständigkeit nur. Die Bauern mussten einen großen Teil ihrer mageren Ernte einerseits an die regulären Truppen, andererseits an die Partisanen abliefern. Weigerten sie sich, so konnten ihre Dörfer von Strafexpeditionen heimgesucht und in Schutt und Asche gelegt werden. Mit strengen Strafen seitens der Deutschen musste auch rechnen, wer Juden oder Zigeuner verbarg, die in Gettos und Vernichtungslager gehörten, und die Vergeltung traf sowohl Einzelne wie ganze Gemeinden.

Unter diesen Menschen sollte der Knabe die nächsten vier Jahre verbringen.

Ich wohnte in Martas Kate, in der Erwartung, dass meine Eltern mich täglich, stündlich heimholen würden. Weinen half nichts, und Marta achtete auch nicht weiter auf mein Geflenne.

Sie war alt und ging gebückt, als wollte sie sich selber entzweibrecheln, hätte jedoch nicht die Kraft dazu. Ihr langes, ungepflegtes Haar war unentwirrbar verfilzt und verflochten. Diese Weichselzöpfe, wie sie sie nannte, waren angeblich von bösen Geistern verdreht, die darin nisteten und Marta langsam zur altersschwachen Greisin machten.

Sie humpelte, auf einen knorrigen Stock gestützt, und führte murmelnde Selbstgespräche in einer Sprache, die mir fast unverständlich war. Ihr kleines verschrumpftes Gesicht war von tiefen Runzeln durchfurcht, und ihre Haut war gerötet und gegerbt wie die eines Apfels, der zu lange im Backofen gelegen hat.

Ihr Körper, in dem die Säfte austrockneten, bebte ständig wie von einem inneren Wind gerüttelt, und die Finger und ihre knöchigen, von Krankheit verunstalteten Hände hörten nie auf zu zittern, indes ihr Kopf auf seinem langen, ausgemergelten Hals hin und her wackelte.

Sie sah schlecht und blinzelte durch winzige, unter dichten Augenbrauen verborgene Schlitze in das Licht. Ihre Lider glichen tief gepflügten Ackerfurchen. Stets liefen ihr Tränen aus den Augenwinkeln, rannen in ausgehöhlten Kanälen über ihr Gesicht und vermischten sich mit den klebrigen Fäden, die aus ihrer Nase hingen, sowie mit dem schaumigen Speichel, der von ihren Lippen troff. Manchmal glich sie einem alten, verfaulten graugrünen Bovist, der auf einen letzten Windstoß wartet, welcher den schwarzen trockenen Staub aus ihm herausbläst.

Anfangs hatte ich Angst vor ihr und schloss die Augen, wenn sie in meine Nähe kam. Damals spürte ich nur den Gestank, der von ihr ausging. Sie schlief in ihren Kleidern. Ihrer Meinung nach war das der beste

Schutz gegen tückische Krankheiten, die mit frischer Luft ins Zimmer wehen konnten.

Um sich bei Gesundheit zu erhalten, behauptete sie, dürfe man sich nie mehr als zweimal im Jahr waschen, Weihnachten und Ostern, und selbst dann nur oberflächlich und ohne sich dabei zu entkleiden. Heißes Wasser wurde nur als Mittel gegen die unzähligen Hühneraugen, Entzündungen und eingewachsenen Zehennägel an ihren verkrüppelten Füßen benutzt. Deswegen nahm sie ein- oder zweimal wöchentlich ein Fußbad.

► Während eines solchen Fußbades stirbt die alte Frau, zwei Monate nachdem der Junge zu ihr gekommen ist. Er glaubt, sie rühre sich nicht mehr, weil sie sich darauf vorbereite, ihre Haut abzustreifen, wie er es bei einer Schlange beobachtet hat. Als er versucht, eine Petroleumlampe anzuzünden, legt er versehentlich Feuer in der Hütte. Als dieses die Bauern anlockt, vor denen die Alte ihn immer gewarnt hatte, flieht der Junge. Er ruft nach seinen Eltern, und als diese nicht erscheinen, um ihm zu helfen, macht er sich taumelnd auf den Weg in ein entferntes Dorf. Dort wird der dunkelhäutige Junge von den Dorfbewohnern mit Tritten, Steinwürfen und Peitschenhieben traktiert und gerät schließlich an Olga, eine Art Heilerin, die ihn bei ihren Behandlungen zu ihrem Nutzen einsetzt. Als eine Seuche ausbricht und auch den Jungen zu befallen droht, gräbt sie den Jungen über Nacht bis zum Hals ins Erdreich eines Ackers ein.



Wenn ich den Wind mitunter auf meiner Stirn spürte, erstarrte ich vor Entsetzen. Im Geiste sah ich ganze Scharen von Ameisen und Schaben, die sich untereinander verständigten und sich meinem Kopf näherten, um sich unter meiner Schädeldecke einzunisten, sich dort fortzupflanzen, meine Gedanken herauszufressen, bis ich leer wie ein ausgehöhlter Kürbis wäre.

Seltsame Laute weckten mich. Ich schlug die Augen auf, ohne recht zu wissen, wo ich mich befand. Ich war mit der Erde verschmolzen, aber in meinem Kopfe regten sich die Gedanken. Die Welt lag in grauem Zwielflicht. Die Feuer waren heruntergebrannt. Ich spürte den kalten Tau auf den Lippen. Tropfen davon perlten auf meinem Gesicht und in meinem Haar.

Wieder vernahm ich die seltsamen Laute. Über meinem Kopfe kreiste ein Krähenschwarm. Eine Krähe landete dicht neben mir und schlug mit den breiten Flügeln. Langsam näherte sie sich mir, während auch die übrigen landeten.

Ich sah ihre glänzenden, schwarz gefiederten Schwingen und ihre blanken Augen und war entsetzt. Immer näher kamen die Vögel und wendeten die Köpfe nach mir.

Noch schienen sie sich unklar darüber, ob ich ins Pflanzen- oder ins Tierreich gehöre. Ich wartete ihre nächsten Reaktionen jedoch nicht erst ab. Ich schrie, so laut ich konnte. Die erschreckten Krähen entfernten sich hüpfend. Einige erhoben sich ein paar Fuß breit in die Luft, ließen sich aber schon in kurzer Entfernung wieder zu Boden gleiten. Dann bäugten sie mich argwöhnisch und umkreisten mich von Neuem.

Wieder versuchte ich sie durch Rufe zu verscheuchen. Aber diesmal ließen sie sich nicht einschüchtern und kamen ständig näher herangehüpft. Mein Herz pochte wild. Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Wieder schrie ich, doch die Vögel nahmen kaum Notiz davon. Sie waren

jetzt ziemlich dicht bei mir. Ihre Umrisse wirkten größer und drohender, ihre Schnäbel immer bössartiger. Die gekrümmten Klauen ihrer gespreizten Füße glichen riesigen Harken.

Eine von ihnen blieb vor mir stehen, nur ein paar Zoll von meiner Nase entfernt. Ich schrie ihr gellend ins Gesicht, aber sie zuckte nur leicht zusammen und öffnete den Schnabel. Ehe ich erneut aufschreien konnte, pickte sie nach meinem Kopf und riss mir ein Büschel Haare aus. Wieder hackte der Vogel zu, und wieder hatte er Haare im Schnabel.

Ich wandte den Kopf hin und her und lockerte das Erdreich rings um meinen Hals. Aber meine Bewegungen machten die Vögel nur neugieriger. Sie umkreisten mich aus nächster Nähe und hackten auf mich ein. Ich fing laut an zu schreien, doch meine Stimme war zu schwach und schien im Erdreich zu versickern, ohne Olga zu erreichen, die ruhig schlafend in ihrer Kiste lag.

Die Vögel trieben ihr Spiel mit mir. Je heftiger ich den Kopf hin und her bewegte, desto erregter und frecher wurden sie. Sie griffen mich hauptsächlich von hinten an und schienen mein Gesicht zu meiden.

Meine Kräfte ließen nach. Bei jeder Kopfbewegung war mir, als müsste ich einen riesigen Sack anheben und ihn wieder absetzen. Ich war halb wahnsinnig und sah alles wie durch einen dichten Nebel.

Ich gab auf. Mir war, als wäre ich selber ein Vogel, der seine durchgefrorenen Schwingen aus der Erde befreit, sie ausbreitet und sich dem Krähenschwarm anschließt; als würde ich plötzlich von einem Windstoß emporgerissen und flöge direkt in einen Sonnenstrahl, der sich wie eine straff gespannte Saite über den Horizont zog. Als ahmten meine beschwingten Gefährten mein freudiges Gekrächze nach.

Olga fand mich inmitten eines Krähenschwarmes. Ich war fast erfroren, und mein Gesicht und mein Kopf waren von den Vögeln zerfleischt.

► *Nachdem sich der Junge einigermaßen erholt hat, wird er von den Dorfbewohnern in einen Fluss geworfen. Er schlägt sich in den Wäldern zum nächsten Dorf durch, kommt zunächst bei einem Müller unter und trifft dann auf den Vogelfänger Lekh, dessen Gehilfe er wird und der die in den Wäldern hausende, für irre gehaltene Ludmilla liebt.*



Auf dem Heimweg stellten wir weitere Fallen auf; Lekh war müde und schweigsam. Erst abends, als die Vögel in ihren Käfigen schliefen, wurde er munterer. Er fand keine Ruhe und sprach von Ludmilla. Er zitterte am ganzen Körper, kicherte und schloss die Augen. Seine pickeligen Wangen röteten sich.

Mitunter vergingen Tage, ohne dass die blöde Ludmilla im Walde auftauchte, und Lekh geriet daraufhin in stumme Wut. Finster starrte er auf die Vögel in den Käfigen und murmelte etwas vor sich hin. Nach eingehender längerer Prüfung nahm er den kräftigsten Vogel aus seinem Bauer, band ihn an seinem Handgelenk fest und mischte aus allerlei Bestandteilen verschieden getönte, stinkende Farbmassen. Sobald sie die gewünschte Färbung hatten, drehte Lekh den Vogel herum und bemalte ihm Schwingen, Kopf und Brust, bis sie in allen Regenbogenfarben schillerten und der Vogel bunter und gesprenkelter wirkte als ein Feldblumenstrauß.

Dann gingen wir in den Wald hinaus, wo Lekh mir den bemalten Vogel in die Hand drückte und mir befahl, ihn leicht zu pressen. Daraufhin fing der Vogel an zu zwitschern und lockte damit einen Schwarm gleichartiger Vögel an, die unruhig über unseren Köpfen hin und her schwirrten. Der Gefangene hörte sie und schmetterte noch lauter, um sich bemerkbar zu machen, während sein kleines Herz unter der bemalten Brust heftig klopfte.

Sobald uns zu Häupten eine genügende Anzahl versammelt war, gab Lekh mir ein Zeichen, den Gefangenen freizulassen. Ungebunden und frei schwang er sich empor, hob sich regenbogenschillernd von den Wolken ab und mischte sich dann unter den wartenden Schwarm. Einen Augenblick waren die Vögel verdutzt. Der bemalte Vogel umkreiste den Schwarm und versuchte vergeblich, seine Artgenossen davon zu überzeugen, dass er zu ihnen gehöre. Doch sein grellbuntes Federkleid verwirrte sie, und sie schwirrten misstrauisch um ihn herum. Je eifriger er in ihre Reihen einzudringen suchte, umso weiter wurde er zurückgedrängt. Als bald beobachteten wir, wie ein Vogel nach dem anderen zum Angriff überging. In Kürze verlor der Federball jeglichen Halt und stürzte zu Boden. Das kam oft vor. Wenn wir die bemalten Vögel fanden, waren sie gewöhnlich tot. Lekh stellte fest, wie viele Schnabelhiebe das Opfer von seinen Artgenossen erhalten hatte. Blut sickerte aus dem bunten Gefieder, wusch die Farbe ab und befleckte Lekhs Hände.

Die blöde Ludmilla kehrte nicht zurück. Voller Ingrimme holte Lekh einen Vogel nach dem anderen aus den Käfigen, malte sie noch greller an und ließ sie fliegen. Sie wurden fast ausnahmslos von ihresgleichen umgebracht. Eines Tages fing er einen großen Raben, dessen Flügel er rot anmalte, die Brust grün und den Schwanz blau. Als eine Rabenschar über unserer Hütte auftauchte, ließ Lekh den bemalten Vogel frei. Sobald er sich unter die Schar mischte, kam es zu einem erbitterten Kampf. Der Wechselbalg wurde von allen Seiten angegriffen. Schwarze, rote, grüne und blaue Federn stoben zu unseren Füßen nieder. Am Himmel liefen die Vögel Amok, und plötzlich stürzte ein regloser, bemalter Rabe herunter und prallte dumpf auf den frisch gepflügten Acker. Er lebte noch, öffnete den Schnabel und versuchte vergeblich, seine Flügel zu bewegen. Seine Augen waren ausgehackt, und frisches Blut rann über sein bemaltes Gefieder. Er unternahm noch einen Versuch, die klebrige

Scholle abzuschütteln und sich in die Luft zu erheben, aber seine Kräfte versagten.

► *Der Junge muss mit ansehen, wie Ludmilla von den Dorffrauen mit einer mit Jauche gefüllten Flasche zu Tode vergewaltigt wird. Der Junge flieht erneut in die Wälder und zieht von Dorf zu Dorf. Die sadistischen und primitiven Bauern wie auch die deutschen Soldaten, auf die er trifft, quälen und misshandeln ihn ein ums andere Mal oder versuchen, ihn umzubringen.*

■■■■■■■■■■ Nachlässig näherte sich mir der Offizier und klopfte mit einem Ausgehstöckchen gegen seine frisch gebügelten Reithosen. Vom ersten Augenblick seines Auftretens an hatte ich mich von seinem Anblick nicht losreißen können. In seiner ganzen Erscheinung lag für mich etwas Übermenschliches. Gegen einen Hintergrund von sanften Farben wirkte er wie das schwärzeste Schwarz. In einer Welt, wo die Gesichter der Menschen zerfurcht waren, zerschlagene Augen und blutige, zerschundene Gliedmaßen hatten, unter den stinkenden, verrenkten Leichen, deren ich schon so viele gesehen, stellte er etwas Vollkommenes dar, das nicht zu besudeln war; die glatte, glänzende Haut seines Gesichts, das hellblonde, unter seiner Mütze hervorquellende Haar, seine klaren metallischen Augen. Jede seiner Bewegungen schien ihren Antrieb von einer ungeheuren inneren Kraft zu empfangen. Der granitene Klang seiner Sprache war wie geschaffen dafür, Todesurteile über minderjährige, hilflose Geschöpfe zu verhängen. Etwas wie Neid packte mich, und ich bewunderte den glänzenden Totenkopf mit den gekreuzten Knochen, der seine Mütze schmückte. Ich stellte mir vor, wie vorteilhaft es sein müsste, einen so haut- und haarlosen Schädel

zu haben statt meines Zigeunergesichts, vor dem sich anständige Leute fürchteten und das ihnen missfiel.

Der Offizier musterte mich eingehend. Ich kam mir vor wie eine zertretene Raupe, eine völlig harmlose und dennoch überall Ekel erregende Kreatur. In Gegenwart eines so strahlenden Wesens, ausgestattet mit allen Symbolen von Macht und Größe, schämte ich mich meines Aussehens. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn er mich getötet hätte. Ich richtete den Blick auf die verzierte Schnalle seines Offizierskoppels, genau in Augenhöhe mit mir, und erwartete sein weises Urteil.

Wieder herrschte Stille im Hof, und die Soldaten standen da und warteten gehorsam darauf, was nun geschehen würde. Ich wusste, dass für mich alles auf der Kippe stand, aber es war mir gleichgültig. Ich brachte der Entscheidung des vor mir stehenden Mannes unbegrenztes Vertrauen entgegen. Ich wusste, dass er über mehr Macht verfügte als gewöhnliche Leute. Wieder fiel ein kurzes Kommando. Der Offizier entfernte sich. Ein Soldat gab mir einen Schubs und deutete auf das Tor. Voller Bedauern, dass das großartige Schauspiel vorüber war, ging ich hinaus und lief direkt in die Arme des Priesters, der draußen auf mich gewartet hatte. Er sah noch schäbiger aus als vorher. Seine Soutane wirkte ärmlich im Vergleich zu der mit Totenkopf, Knochen und Blitzstrahlen verzierten Uniform.

► *Der Priester gibt den Jungen in die Obhut des Bauern Garbos, der ihn immer wieder ohne erkennbaren Grund prügelt oder seinen Hund auf ihn hetzt.*

Eines Tages hörte ich, wie der Priester einem alten Mann erklärte, dass Gott für bestimmte Gebote hundert oder dreihundert Tage Ablass gewähre. Als der Bauer nicht begriff, erläuterte ihm der Priester die

Bedeutung seiner Worte in aller Umständlichkeit. Daraus entnahm ich, dass man umso mehr Ablass erhalte, je mehr Gebete man aufsage, und dass dies auch von unmittelbarer Einwirkung auf das Leben des Betroffenen wäre; dass er seine Lage durch eine große Anzahl von Gebeten verbessern könnte; und dass es ihm umso schlechter erginge, je kleiner diese Anzahl wäre.

Plötzlich enthüllte sich mir das Schema, das die Welt beherrschte, in herrlicher Klarheit. Ich begriff, warum einige Menschen stark und andere schwach waren, einige frei und andere versklavt, einige gesund und andere krank. Die Ersteren hatten einfach die Notwendigkeit des Gebets zur Erlangung einer hohen Anzahl von Ablassstagen erkannt. Irgendwo hoch oben wurden all diese von der Erde kommenden Gebete genau registriert, und jeder Mensch hatte eine Art Urne, in der seine Ablassstage aufbewahrt wurden. Im Geiste sah ich die unendlichen himmlischen Matten mit diesen Urnen vor mir, einigen großen, die von Ablassstagen überquollen, kleineren und fast leeren. Anderswo entdeckte ich leere Gefäße für Wesen meinesgleichen, die den Wert des Gebets noch nicht erkannt hatten.

Ich hörte auf, andere verantwortlich zu machen; die Schuld lag allein bei mir, schien mir. Ich war zu dumm gewesen, um dieses alles beherrschende Prinzip zu entdecken. Aber jetzt herrschte Ordnung in der Menschenwelt und auch Gerechtigkeit. Man brauchte nur Gebete aufzusagen und sich auf diejenigen zu beschränken, die die größte Anzahl von Ablassstagen bewirkten. Dann würde einer von Gottes Helfern den neuen Gläubigen sogleich notieren und ihm eine Urne zuweisen, in welcher sich seine Ablassstage anhäuften wie Weizensäcke zur Erntezeit. Ich vertraute meiner Kraft. Ich glaubte, innerhalb kürzester Frist mehr Ablassstage sammeln zu können als andere Leute. Meine Urne würde sich rasch füllen. Ja, der Himmel würde mir eine größere Urne zur

Verfügung stellen müssen, und selbst diese würde überquellen, und ich würde eine noch größere benötigen, so groß wie die Kirche selbst.

Zufälliges Interesse vortäuschend, bat ich den Priester, mir das Gebetbuch zu zeigen. Ich merkte mir die Gebete mit den meisten Ablassstagen und bat ihn, sie mich zu lehren. Er war etwas überrascht, dass ich bestimmte Gebete bevorzugte, willigte jedoch ein und las sie mir mehrmals vor. Ich suchte sie mir nach Kräften einzuprägen und kannte sie alsbald auswendig. Ich war bereit, ein neues Leben zu beginnen. Ich verfügte über alles, was dazu erforderlich war, und schwelgte in der Vorstellung, dass die Zeiten, da man mich geprügelt und gedemütigt hatte, bald vorüber sein würden. Bis jetzt war ich ein unscheinbares Insekt gewesen, das ein jeder zertreten konnte. Von nun an würde sich das ändern; neue Kräfte würden mir zufließen.

Es war keine Zeit zu verlieren. Jeder freie Augenblick musste dazu benutzt werden, ein weiteres Gebet aufzusagen, durch das ich mir zusätzlichen Sündenerlass sichern konnte. Bald würde ich die Gnade Gottes zu spüren bekommen, und Garbos würde mich nicht mehr peinigen.

► *Inzwischen ist es Frühjahr 1943, der Junge zehn Jahre alt. Nachdem er als Messdiener mit dem für ihn viel zu schweren Messbuch gestürzt war, versuchen die Bauern ihn in einer Jauchegrube zu ertränken. Der Junge entkommt und stellt mit Entsetzen fest, dass er seine Stimme verloren hat. Er zieht weiter durch Wälder und Dörfer, von Unterkunft zu Unterkunft. Er wird Zeuge und Opfer eines brutalen Überfalls von berittenen Kalmücken auf das Dorf, in dem er lebt. In einem Lazarett erholt er sich und freundet sich mit zwei russischen Soldaten an.*



Zwei Männer besonders hatten mich zu ihrem Schützling erkoren: Gavrila, einer der Politoffiziere der Abteilung, dessen ganze Familie, wie es hieß, in den ersten Tagen der Naziinvasion umgekommen sei, und Mitka, spitznamens »der Kuckuck«, der einen Lehrgang für Scharfschießen leitete und selber Hervorragendes darin geleistet hatte.

Ich genoss auch das Wohlwollen der vielen Freunde dieser beiden. Gavrila verbrachte täglich einige Zeit in der Feldbücherei mit mir und lehrte mich Lesen. Schließlich wäre ich schon über elf Jahre alt, sagte er. Russische Knaben dieses Alters könnten nicht nur lesen und schreiben, sondern kämpften auch schon gegen den Feind, wenn es sein müsste. Ich wollte nicht für ein Kind gehalten werden; ich lernte fleißig, beobachtete, wie die Soldaten sich benahmen, und eiferte ihnen nach.

Bücher machten einen gewaltigen Eindruck auf mich. Aus ihren Seiten konnte man eine so reale Welt heraufbeschwören wie diejenige, die einem die Sinne vermittelten. Die Welt der Bücher war überdies wie Fleisch aus Büchsen, irgendwie reichhaltiger und schmackhafter als gewöhnliches Fleisch. Im täglichen Leben beispielsweise begegnete man vielen Leuten, ohne sie wirklich zu kennen, während man in Büchern sogar wusste, was die Leute dachten und vorhatten.

Mein erstes Buch las ich mithilfe Gavrilas. Es hieß *Kindheit*, und der Held darin, der ein kleiner Junge war wie ich selber, verlor seinen Vater schon auf der ersten Seite. Ich las das Buch mehrmals, es erfüllte mich mit Hoffnung. Auch sein Held hatte kein leichtes Leben. Nach dem Tode seiner Mutter blieb er sich selbst überlassen, doch trotz vieler Schwierigkeiten wurde, wie Gavrila erklärte, ein großer Mann aus ihm. Er sei Maxim Gorki, einer der größten sowjetischen Schriftsteller. Seine Bücher füllten viele Reihen in den Regalen der Feldbücherei und würden in der ganzen Welt gelesen.

Auch für Gedichte hatte ich etwas übrig. In der Form erinnerten sie mich an Gebete, nur dass sie schöner und verständlicher waren. Ablasstage waren damit zwar nicht zu gewinnen, aber man las Gedichte ja auch nicht als Buße für seine Sünden; man las sie zum Vergnügen. Die glatt geschliffenen Wörter griffen ineinander wie geölte Mühlsteine, die das Getreide völlig ausmahlen. Das Lesen war jedoch nicht meine Hauptbeschäftigung; wichtiger war der Unterricht, den Gavrila mir erteilte.

Von ihm lernte ich, dass die Weltordnung nichts mit Gott zu tun hätte und Gott nichts mit der Welt. Der Grund dafür wäre sehr einfach: Gott existiere nicht. Die Pfaffen hätten ihn nur für dumme und abergläubische Leute erfunden. Es gäbe keinen Gott, keine Heilige Dreifaltigkeit, keine Teufel, keine sich aus dem Grabe erhebenden Geister oder Gespenster; es gäbe keinen Tod, der auf der Suche nach neuen Sündern umherschwirre, um ihnen Fallstricke zu legen. Das alles wären Märchen für das unwissende Volk, das nichts von der natürlichen Weltordnung wüsste, nicht an die eigene Kraft glaubte und deshalb seine Zuflucht zum Glauben an Gott nehmen müsste.

Laut Gavrila bestimmten die Menschen selbst über ihr Leben und wären Herren ihres Schicksals. Deswegen wäre auch jeder einzelne Mensch wichtig, und es wäre entscheidend, dass ein jeder wisse, was er zu tun habe, und sein Ziel kenne. Dem Einzelnen käme sein Tun und Lassen vielleicht nichtig vor, aber das wäre eine Illusion. Im Zusammenwirken mit unzähligen anderen entstünde ein großes Schema, erkennbar nur für die führenden Persönlichkeiten an der Spitze der Gesellschaft. So mache manche Frau aufs Geratewohl ein paar Nadelstiche und trüge damit zu dem prächtigen Blumenmuster bei, das schließlich eine Tisch- oder Bettdecke ziere.

► *Schließlich wird der Junge in ein überfülltes Sammellager für Kinder gebracht. Der Schweiger, ein Junge, der ebenfalls stumm zu sein scheint, wird sein Freund und Komplize. Dann tauchen seine Eltern auf.*



Frühmorgens wurde ich ins Büro der Heimleiterin gerufen. Zuerst dachte ich, Gavrila hätte sich gemeldet; doch schon auf dem Wege kamen mir Zweifel.

Die Heimleiterin erwartete mich in ihrem Büro, in dem sich außer ihr noch der Fürsorger befand, der meine Eltern vor dem Krieg gekannt zu haben glaubte. Man begrüßte mich herzlich und bat mich, Platz zu nehmen. Ich merkte, dass beide ziemlich nervös waren, obwohl sie es zu verbergen suchten. Gespannt blickte ich mich um. Aus einem anschließenden Büro hörten wir Schritte.

Der Fürsorger ging in das andere Zimmer und sprach mit jemandem. Dann machte er die Tür weit auf. Ein Mann und eine Frau standen da.

Irgendwie kamen sie mir bekannt vor, und ich vernahm das Klopfen meines Herzens unter dem Stern auf meiner Uniform. Ich setzte eine gleichgültige Miene auf und blickte sie an. Die Ähnlichkeit war auffallend; diese beiden Leute hätten meine Eltern sein können. Ich klammerte mich am Stuhlrand fest; tausenderlei Gedanken schossen mir durch den Sinn. Meine Eltern ... Ich wusste nicht, was ich machen sollte: zugeben, dass ich sie erkannte, oder so tun, als wären sie mir fremd.

Sie traten näher. Die Frau beugte sich über mich. Plötzlich war ihr Gesicht tränenüberströmt. Der Mann, der nervös an der Brille auf seiner feuchten Nase rückte, lieh ihr seinen Arm. Auch er schluchzte, fasste sich jedoch bald und richtete das Wort an mich. Er sprach Russisch, so fließend und gut wie Gavrila. Er bat mich, meine Uniform aufzuknöpfen: Auf meiner linken Brustseite müsste sich ein Muttermal befinden.

Ich wusste, dass ich ein solches Muttermal hatte. Ich zögerte. Sollte ich es zeigen oder nicht? Wenn ich es zeigte, war alles verloren; dann stand fest, dass ich ihr Sohn war. Ich überlegte eine Weile, doch die weinende Frau tat mir leid. Langsam knöpfte ich meine Uniform auf.

Wie man es auch betrachtete, es gab keinen Ausweg aus der Situation. Gavrila hatte mir oft erklärt, dass Eltern ein Anrecht auf ihre Kinder hätten. Ich war noch unmündig; ich war zwölf. Selbst wenn sie nicht gewollt hätten, war es ihre Pflicht, mich aufzunehmen.

Wieder blickte ich sie an. Die Frau lächelte durch den tränenverschmierten Puder auf ihrem Gesicht. Der Mann rieb sich nervös die Hände. Sie machten nicht den Eindruck, als würden sie mich schlagen. Im Gegenteil, sie wirkten eher anfällig und kränklich.

Die Uniform stand offen, das Muttermal deutlich erkennbar. Beide beugten sich über mich, weinend drückten sie mich an sich und küssten mich. Wieder war ich unentschieden. Ich wusste, dass ich jederzeit davonlaufen, auf einen der überfüllten Züge springen und spurlos irgendwo untertauchen konnte. Aber dann wäre ich auch für Gavrila unauffindbar gewesen, und deswegen schien es unklug, auszureißen. Ich wusste, dass die Wiedervereinigung mit meinen Eltern das Ende all meiner Träume bedeutete, ein großer Erfinder von Zündern zu werden, mit denen man die Farbe der Menschen ändern könnte, in dem Land von Gavrila und Mitka zu arbeiten, dem Reich des großen Stalin, wo heute schon morgen war.

Die Welt wurde so eng wie der Dachboden einer Bauernkate. Und immer lief der Mensch Gefahr, in die Fallen von Leuten zu geraten, die ihn hassten und quälen wollten, oder in die Arme derjenigen, die ihn liebten und ihn beschützen wollten.

Ich konnte mich nicht an den Gedanken gewöhnen, plötzlich jemandes Sohn zu sein, bemuttert und umsorgt zu werden, anderen gehor-

chen zu müssen, nicht weil sie stärker waren und mir wehtun konnten, sondern weil es sich um meine Eltern handelte, die ein unabdingbares Recht auf mich hatten.

Selbstverständlich hatten Eltern ihr Gutes, solange ein Kind klein war. Doch ein Mann meines Alters musste frei von Bevormundung sein, selbst entscheiden dürfen, wem er folgen und von wem er etwas lernen wollte. Dennoch konnte ich mich nicht zum Davonlaufen entschließen. Ich blickte in das tränenüberströmte Antlitz der Frau, die meine Mutter war, sah die zitternden Hände des Mannes, der mein Vater war und nicht wusste, ob er mich streicheln oder mir auf die Schulter klopfen sollte, und irgendeine innere Macht hielt mich zurück und warnte mich davor, das Weite zu suchen. Ich kam mir plötzlich wie Lekhs bemalter Vogel vor, den es auch mit instinktiver Gewalt zu seinesgleichen gezogen hatte.

Meine Mutter blieb allein mit mir im Zimmer; mein Vater ging hinaus, um die Formalitäten zu erledigen. Sie sagte, ich würde mich wohl fühlen bei ihnen und könnte machen, was ich wollte. Sie würde mir eine Uniform anfertigen lassen, genau so eine, wie ich trüge.

Mit einem Ohr zuhörend, musste ich an den Hasen denken, den Makar einst in der Schlinge gefangen hatte. Einen Prachtkerl von einem Hasen. Man spürte, wie es ihn nach Freiheit gelüstete, nach gewaltigen Sprüngen, verspielten Purzelbäumen und flinken Eskapaden. Im Stall tobte und stampfte er und schlug gegen die Wände. Nach einigen Tagen wurde Makar wütend über seine Unruhe und warf eine schwere Plane über ihn. Der Hase versuchte, sie abzuschütteln, gab es aber schließlich auf. Nach und nach wurde er zahm und fraß aus der Hand. Eines Tages war Makar betrunken und ließ die Stalltür offen. Der Hase sprang heraus und lief auf die Wiese zu. Ich dachte, er würde mit einem einzigen Satz in dem hohen Gras verschwinden und nie mehr zum Vorschein

kommen. Doch er schien seine Freiheit auszukosten und saß einfach mit gespitzten Löffeln da. Aus Feld und Wald drangen Laute, die nur er hören und deuten konnte, Gerüche und Düfte, die nur er zu würdigen verstand. Alles war sein; der Stall lag hinter ihm.

Plötzlich ging eine Wandlung mit ihm vor. Er ließ die Ohren hängen, sackte irgendwie zusammen und schien zu schrumpfen. Er machte einen Sprung, und wieder sträubten sich seine Barthaare, aber er lief nicht davon. Ich piff laut, in der Hoffnung, ihn zur Vernunft zu bringen, zum Bewusstsein seiner Freiheit. Er machte jedoch nur träge kehrt und hoppelte auf den Schuppen zu. Noch einmal blieb er stehen, machte Männchen, spitzte die Ohren und warf einen Blick zurück; dann lief er an den Kaninchen vorbei, die ihn beäugten, und sprang in seinen Stall.

Ich schloss die Tür, obwohl es überflüssig war. Er trug den Käfig jetzt in seinem Inneren mit sich herum und war an Herz und Hirn gefesselt und gelähmt. Sein Freisein, das ihn von den zahmen, schläfrigen Kaninchen unterschieden hatte, verließ ihn wie der vom Wind getragene Duft, der zerstäubtem, trockenem Klee entströmt.

Mein Vater trat wieder ins Zimmer. Er und meine Mutter umarmten mich, ließen mich nicht aus den Augen und tauschten Bemerkungen über mich aus. Es wäre Zeit, aufzubrechen. Wir gingen, um uns von dem Schweiger zu verabschieden. Er musterte meine Eltern argwöhnisch, schüttelte den Kopf und weigerte sich, sie zu begrüßen.

► *Der Junge findet nicht in seine Familie zurück. Er bricht seinem kleinen Bruder den Arm, erschlägt den Ordner eines Kinos, der ihm keinen Einlass gewähren wollte. Die meiste Zeit verbringt er auf der Straße.*



Allnächtlich suchte ich einen weit draußen in Zoonähe gelegenen Park auf. Dort trafen sich Männer und Weiber, um Tauschgeschäfte zu machen, zu trinken und Karten zu spielen. Einige waren sehr freundlich zu mir und schenkten mir Schokolade, etwas ganz Seltenes. Sie brachten mir das Messerwerfen bei und wie man seinem Gegner ein Messer entwindet. Als Gegenleistung musste ich Botengänge machen; man nannte mir bestimmte Adressen, wo ich Päckchen abliefern musste. Hauptsache war, dass ich dabei nicht von der Miliz oder der Kripo erwischt wurde. Wenn ich von diesen Gängen zurückkehrte, zogen mich die parfümierten Frauen an sich und ermutigten mich, mich neben ihnen auszustrecken und sie so zu liebkosen, wie ich es von Ewka gelernt hatte. Ich fühlte mich wohl unter diesen Menschen, deren Gesichter die Dunkelheit verdeckte. Ich störte niemanden und war niemand im Wege. Mein Stummsein war ein nützlicher Faktor und gewährleistete Verschwiegenheit.

Eines Nachts war es vorbei damit. Grelle Scheinwerfer flammten hinter Bäumen auf, die Trillerpfeifen der Polizei schrillten durch die Nacht. Der Park war von Miliz umstellt, und wir wurden alle ins Gefängnis gebracht. Unterwegs brach ich einem Milizoffizier fast die Finger, weil er mich zu grob anpackte und den roten Stern auf meiner Uniform ignorierte.

Am nächsten Morgen holten meine Eltern mich ab. Schmutzig, wie ich war, meine Uniform in Fetzen, nach einer schlaflosen Nacht, wurde ich vorgeführt. Ungern trennte ich mich von meinen Freunden, dem Nachtvölkchen. Meine Eltern schauten mich verständnislos an, sagten jedoch nichts.

Ich blieb schwächling und im Wachstum zurück. Was mir fehle, wäre Gebirgsluft und körperliche Bewegung, meinten die Ärzte. Die Lehrer waren sich einig, dass mir die Stadt nicht bekäme. Im Herbst nahm mein Vater eine Stellung im Bergland im westlichen Teil des Landes an, und wir verließen die Stadt. Als es anfang zu schneien, brachte man mich ins Gebirge. Ein alter Skilehrer versprach, sich um mich zu kümmern. Ich zog zu ihm in seine Berghütte, und meine Eltern sahen mich nur einmal wöchentlich.

Wir standen jeden Morgen früh auf. Der Lehrer kniete nieder zum Gebet, während ich nachsichtig zuschaute. Hier war ein erwachsener, in der Stadt erzogener Mann, der sich wie ein einfältiger Bauer benahm und sich nicht mit dem Gedanken abfinden konnte, dass man allein dastand in der Welt und von niemandem Beistand erwarten durfte. Wir waren allesamt auf uns selbst gestellt, und je früher ein Mensch einsah, dass alle Gavrilas und Mitkas, dass sämtliche Schweiger einem nicht helfen konnten, umso besser für ihn. Es machte wenig aus, ob man stumm war oder nicht; die Menschen verstanden sich ohnehin nicht. Sie fanden sich widerwärtig oder anziehend, umarmten sich oder traten sich mit Füßen, aber jeder dachte nur an sich selber. Durch seine Gefühle, Erinnerungen und Sinne war der Einzelne genauso von den anderen getrennt wie mancher Flusslauf durch dicht stehendes Schilf vom schlammigen Ufer. Wir glichen den Berggipfeln, die in der Runde aufragten, sich gegenseitig anschauten, durch Täler getrennt, zu hoch, um nicht bemerkt zu werden, zu niedrig, um den Himmel zu berühren.

Ich verbrachte meine Tage, indem ich auf Skiern die langen Gebirgspfade hinunterfuhr. Die Berge lagen einsam und verlassen da. Die Hotels waren niedergebrannt, die Talbewohner vertrieben worden, und die neuen Siedler trafen gerade erst ein. Mein Lehrer war ein schweigsamer

und geduldiger Mann. Ich versuchte, ihm zu gehorchen, und freute mich über sein spärliches Lob.

Der Schneesturm brach plötzlich herein. Gipfel und Höhen gingen im Gestöber unter. Ich verlor meinen Lehrer aus den Augen und fuhr auf eigene Faust einen steilen Abhang hinunter, um die Unterkunft so schnell wie möglich zu erreichen. Meine Skier glitten über verharschten und vereisten Schnee. Die Geschwindigkeit raubte mir den Atem. Als ich plötzlich eine tiefe, durch einen Gießbach geschaffene Rinne vor mir bemerkte, war es zum Ausweichen zu spät.

Aprilsonnenschein durchflutete das Zimmer. Ich bewegte den Kopf, und es tat nicht weh. Ich stützte mich auf die Hände und wollte mich gerade wieder ausstrecken, als das Telefon läutete. Die Schwester war bereits gegangen, aber das Telefon klingelte beharrlich weiter.

Ich stieg aus dem Bett und trat an den Tisch. Ich nahm den Hörer ab, und eine Männerstimme schlug an mein Ohr, eine ungeduldige, tiefe Stimme. Irgendwo am anderen Ende der Leitung war jemand, der sich mit mir verständigen wollte ... ich hatte ein übermächtiges Verlangen danach, zu sprechen. Blut staute sich in meinem Gehirn, meine Augäpfel quollen für einen Augenblick hervor, als wollten sie aus den Höhlen springen.

Ich öffnete den Mund und strengte mich an. Laute bildeten sich in meiner Kehle. Angespannt und gesammelt formte ich sie zu Silben und Wörtern. Ich hörte sie förmlich aus mir herausspringen, eines nach dem anderen wie Schoten aus einer aufgeplatzten Hülse. Ich legte den Hörer beiseite und vermochte es kaum zu fassen. Ich sagte Wörter und Sätze vor mich hin, Bruchstücke von Liedern, die Mitka gesungen hatte. Die Stimme, die in einer weit entfernten Dorfkirche zurückgeblieben war, hatte mich wiedergefunden und füllte das ganze Zimmer. Ich redete laut und ununterbrochen, zuerst wie die Bauern, dann wie die

Leute aus der Stadt, so schnell ich konnte, hell entzückt von den Lauten, durchtränkt mit Sinn und Bedeutung, wie nasser Schnee mit Wasser; mein war sie wieder, die Sprache, und dachte nicht daran, zu der Tür hinauszuhuschen, die auf den Balkon führte.



Jerzy Kosinski, 1933 in Polen als Józef Lewinkopf geboren, wurde von seinem Vater nach dem Überfall der Deutschen 1939 aufgrund seiner jüdischen Abstammung unter falschem Namen bei einer katholischen Familie versteckt. 1957 emigrierte er in die Vereinigten Staaten. *Der bemalte Vogel* gilt als sein wichtigster Roman. Kosinski wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, darunter der National Book Award. 1991 wählte Kosinski in New York den Freitod.

Herbert Roch (1907–1978) veröffentlichte Gedichte, Essays, Erzählungen sowie eine Fontane-Biografie und hat neben Jerzy Kosinski u. a. auch Liam O'Flaherty ins Deutsche übertragen.

Christa Krüger ist die Übersetzerin von Louis Begley. Sie lebt in Berlin.

Zu dieser Ausgabe:

© by Arche Literatur Verlag AG, Zürich, 2011

Aus dem Amerikanischen von Herbert Roch

Umschlag: Kathrin Steigerwald, Hamburg

Umschlagmotiv: © plainpicture / Roberta Murray

Zum Buch:

Jerzy Kosinski, *Der bemalte Vogel* erscheint am 5. September 2011 im Arche Verlag

1. Auflage 2011

© by Arche Literatur Verlag AG, Zürich – Hamburg, 2011

Alle Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe erschien 1965 unter dem Titel *The Painted Bird* bei Houghton Mifflin,
New York

Copyright © 1965 by Jerzy N. Kosinski

Aus dem Amerikanischen von Herbert Roch

Vorwort von Louis Begley

Copyright © 2011 by Louis Begley

Aus dem Amerikanischen von Christa Krüger

ISBN 978-3-7160-2673-1

www.arche-verlag.com